

(Nachdruck verboten.)

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

331

Wär's nur schon zu Ende hier! Ach, wie ermüdend war dieses lange Stillstehen! Wolfgang war blaß und gähnte verstohlen; die durchwachte Nacht machte sich geltend, kaum daß er sich des Einschlafens enthielt. Endlich, endlich erklang das Amen, endlich, endlich brauste von der Orgel der Schlußchoral!

Strömend, wie eine nicht endentwollende Flut, ergoß sich die übergroße Menge aus der Kirche. Jedes Kind gesellte sich zu seinen Eltern; zwischen Vater und Mutter traten die Eingegangenen aus dem Portal.

Auch Wolfgang ging so, wieder wie vordem. Vor sich sah er Kullrich — nur mit seinem Vater; beide trugen noch immer den breiten Trauerflor. Da machte er sich los von den Seinen und trabte rasch hinter Kullrich her. Er hatte dem nie besonders kameradschaftlich nahegestanden, aber nun faßte er ihn bei der Hand und drückte und schüttelte sie ihm, stumm, ohne Worte, und machte dann rasch wieder kehrt.

Die impulsive Teilnahme ihres Sohnes rührte Käte tief; sie war ohnehin heute unendlich weich. Als Wolfgang wieder neben ihr schritt, sah sie ihn unverwandt von der Seite an mit tiefem Gefühl: ach, er war doch gut, so gut! Und heiße Hoffnungen und Wünsche stiegen aus ihrer Seele zum Himmel empor.

Licht war der Himmel, so blau, kein Wölkchen daran.

Sie nahmen einen Wagen, um nach Hause zu fahren, denn beiden Eltern widerspreche es, sich mit so und so viel gleichgültigen, schwachen Menschen in der Bahn zu drängen; sie hatten das Verlangen, mit ihrem Sohne allein zu sein. Wolfgang war schweigsam; er sah der Mutter gegenüber, ließ seine Hand, die sie auf ihren Knien hielt, wohl in ihrer Hand, aber seine Finger erwiderten nicht den zarten, warmen Druck. Er sah so still, als sei er gar nicht zugegen.

Wieder fuhren sie am Haus vorüber, in dem Lämtes Portiers waren; beim Rollen des Wagens auf der sonnentrocknen, harten Straße sprang Frida rasch ans Fenster, lächelte und nickte wieder. Aber von Mutter Käte war jetzt nichts zu sehen, und Wolfgang vermisse das — nun, heute nachmittag, so wie er sich losmachen konnte, würde er zu Lämtes gehen!

In der Villa warteten schon Gäste. Ein großes äußeres Fest wollte man nicht aus der Konfirmation machen, aber den guten alten Sanitätsrat, dessen Frau, und die beiden Sozinen hatte man doch einladen müssen. Alles ältere Leute; Wolfgang sah zwischen ihnen, ohne viel anderes zu reden als „Ja“ und „Nein“, wenn er gefragt wurde. Aber er aß und trank tüchtig; das Essen war immer gut, aber Kaviar und Kibitz-eier, wie heute, gab's doch nicht alle Tage. Immer röter wurde sein Kopf und benommener; man hatte zuletzt in Sekt auf sein Wohl getrunken, und Braumüller, der älteste Sozinus, ein sehr jovialer Mann, hatte sich einen Spaß daraus gemacht dem Gefeierten immer wieder einzuschenten.

„Na, Wolfgang, wenn Sie erst ins Geschäft eintreten! Na denn, mein Junge, prost!“

Es war schon fast fünf Uhr, als man von Tisch aufstand. Die Damen setzten sich in den Salon zum Kaffee, die Herren gingen ins Rauchzimmer. Wolfgang stahl sich fort, es zog ihn mächtig zu Lämtes. Erstens wollte er die goldene Uhr zeigen, und dann wollte er auch mal fragen, was für einen Spruch Frida eigentlich bei ihrer Einsegnung bekommen hatte, und dann, dann — was wohl Mutter Käte zu ihm sagen würde?!

„Wir haben hier keine bleibende Statt, die zukünftige suchen wir“ — das war doch wirklich ein dummer Spruch! Und doch wollte der ihm nicht aus dem Kopfe. Wie er jetzt so langsam dahinschlenderte durch die weiche, silbrige, ahnungsvolle Frühlingsluft, grübelte er in einem fort darüber. Nein, so ganz dumm war der Spruch denn doch nicht! Nachdenklich zog er die Brauen zusammen, sah empor nach den unbewegten Wipfeln der Kiefern und dann umher — „wir haben hier

keine bleibende Statt“ — konnte das nicht auch bedeuten: hier ist Deine Heimat nicht?! Aber wo — wo?!

Ein seltsamer Glanz kam in das dunkle Auge, ein Suchen war darin. Und dann wurde das weinrote, vom Festmahl erhitzte Gesicht blaß. Wenn es wahr wäre, was die beiden sagten?! Ach, und noch so manches andere kam ihm jetzt auf einmal in die Erinnerung: da war doch die Lisbeth gewesen, das garstige Frauenzimmer, das vor der Cilla bei ihnen gedient hatte — was hatte die Lisbeth doch immer alles geplappert, wenn sie schlechter Laune war?! „Du hast ja gar nichts zu suchen hier“ — „aus Gnade und Barmherzigkeit“ — allerhand so was, er brachte es jetzt nur nicht mehr recht zusammen. Schade! Damals war er eben noch zu jung und zu harmlos gewesen, aber jetzt — jetzt?!

„Verdammte Person!“ Er ballte die Faust. Aber, ach, wenn er sie jetzt nur hier hätte! Kein Schimpfwort wollte er ihr sagen, nein, es ihr herauslocken, ganz sanft und schmeichelnd, denn wissen, wissen mußte er's jetzt!

Ein heftiges Verlangen, eine brennende Neugier waren plötzlich in ihm erwacht, die ließen sich nun nicht mehr zurückdrängen. Etwas Wahres mußte doch daran sein, wie kämen sie sonst dazu, so zu sticheln? Und das Wahre mußte er wissen; er hatte jetzt ein Recht darauf! Seine Gestalt redete sich. Eigenwille und Trotz gruben feste Linien um seinen Mund. Und wenn es noch so schrecklich war, wissen mußte er's! Aber war es denn überhaupt schrecklich?! Der Zug um seine Lippen wurde milder. „Wir haben hier keine bleibende Statt, unsere Heimat suchen wir“ — wohlan, er würde sie suchen!

Rascher fing er an, auszusprechen, seinen bummigen Schländergang aufgebend. Was würde Mutter Käte sagen?! Und wenn er sie nun fragen würde — sie meinte es ja so gut mit ihm —, wenn er sie so fragen würde, wie einer gefragt wird, der schwören soll, wenn er sie fragte, ob — ja, was wollte er sie denn eigentlich fragen?!

Sein Herz klopfte. Ach, das dumme Herz! Das tat manchmal gerade so, als wäre es ein wilder Vogel, den man in ein enges Bauer eingesperrt hat!

Er war wieder ins Laufen gekommen; nun mußte er den Schritt verlangsamten. Und doch war er noch ganz außer Atem, als er die Wohnung der Lämtes betrat. Vater und Sohn waren ausgegangen; aber Mutter und Tochter saßen da, als hätten sie auf ihn gewartet.

Frida sprang auf, daß die Küchenkante, an der sie gehäkelt hatte, zu Boden flog, faßte ihn bei beiden Händen, und aus ihren blauen Augen strahlte die Bewunderung. „Nee, was bistu fein, Wolfgang! Wie 'n Herr — riesig nobel!“

Er lächelte: das war mal nett von ihr!

Aber als Frau Käte gerührt sagte: „Nee, Wolfgang, nu sage it aber „Sie“ zu Ihnen — nee, Sie sind zu groß! — aber it habe Ihnen drum nich weniger jerne, weeb Sott, man is kaum ärjer uf de eijnen Föhren“ — da fühlte er eine Freude, wie er sie heute noch nicht gefühlt hatte. Sein Gesicht wurde weich in einer warmen Empfindung, und die arbeitsharte Hand, die die seine kräftig schüttelte, drückte er er fest.

Dann setzte er sich zu ihnen, sie wollten erzählt haben. Er zeigte ihnen seine goldene Uhr und ließ sie repetieren; aber sonst erzählte er nicht viel, die Atmosphäre der Stube kullte ihn in ein dämmerndes Behagen, und er saß ganz still. Wieder roch es hier wie einst nach frischgebrühtem Kaffee, und der Myrtenstock am Fenster und die blasse Monatsrose mischten ihren schwächeren Duft ein. Er hatte ganz vergessen, daß er schon lange hier saß; plötzlich fiel es ihm ein mit einem jähen Schrecken: er hatte ja was zu fragen!

Mit forschenden Blicken sah er der Frau ins Gesicht. Sie sagte gerade: „Nee, wie sich Deine — Ihre Mutter freuen wird, det se nu so 'n großen Sohn hat“ — da fuhr es ihm heraus: „Bin ich denn ihr Sohn?“ Und als Frau Käte nicht antwortete, nur mit erschrockenen Augen ihn unsicher ansah, schrie er's fast: „Bin ich denn ihr Sohn?“

Mutter und Tochter wechselten einen raschen Blick; Frau Käte war ganz rot geworden und sehr verlegen. Mit beiden Händen hielt der Junge ihre Arme gepackt, und

ganz dicht beugte er sich zu ihr hinüber. Da gab's kein Ausweichen.

„Rügen Sie mir nichts vor,“ sagte er hastig. „Ich kriege es ja doch heraus. Ich muß es herauskriegen. Ist es meine Mutter? Antwort! Und mein Vater — ist der auch mein wirklicher Vater nicht?“

„Vott in 'n Himmel, Wolfjang, wie kommen Sie hu so was?“ Mutter Lämke verbarg ihre Verlegenheit unter einem erzwungenen Lachen. „Das 's ja allens Quatsch!“

„O nein!“ Er blieb unentwegt ernsthaft. „Ich bin nun alt genug. Ich muß das wissen. Ich muß!“

Die Frau wand sich förmlich: nein, wie war ihr das unangenehm, mochte der Junge doch lieber wo anders fragen! „Die würden mir scheene uf 'n Kopp kommen, wenn ich da was quasselte,“ suchte sie auszuweichen. „Fragen Sie doch bei Ihre Eltern selber an, die werden Ihnen schon Bescheid geben. Ich wer' mir hüten, mich mank so 'ne Anselegenheiten hu mengelieren!“

Frida machte den Mund auf, als ob sie etwas sagen wollte, aber ein warnender Blick hieß sie schweigen. Heftig fuhr die Mutter dazwischen: „Biste stille! Det sehlte irade noch, det Du de Hände einmanschtest! Was verstehn tieberhaupt so 'ne Jören von so was! Was Wolfjangen sein Vater is, der wird schonst wissen, woher er 'n hat. Un wenn die jnäd'ge Frau mit hufrieden is, hat keen anderer en Wort drierer zu sagen!“

Wolfgang sah die Schwägerin starr an. „Die Jungens sagen — die Lisbeth sagte — und nun sagen Sie — Sie auch“ — er sprang auf — „ich geh' und frage. Die!“ Er wies mit dem Finger, als deute er irgendwo hin in eine weite, ihm ganz fremde Ferne. „Jetzt muß ich's wissen!“

„Aber Wolfjang — nee, um Jottes willen!“ Ganz entsezt drückte ihn Frau Lämke wieder auf den Stuhl nieder. „Lämke haut mir, wenn er's hu wissen kriegt, det ich da mank bin. Wir verlieren womöglich noch de Portjehstelle dadurch — nu jetzt, wo de Kinder noch nicht verdienen! Ich habe doch nicht jesagt?! Was kann ich davor, wenn Dich andre Leute 'nen Floh ins Ohr sehen! Ich kenne ja Deine Mutter ja nicht — und was Dein Vater is, der wird ihr doch schon längst nicht mehr kennen! Laß man die ganze Zeschichte jut find, mein Jungel!“ Sie wollte ihn beruhigen, aber er hörte nicht darauf.

„Mein — mein Vater?!“ stotterte er. „Also der ist doch mein richtiger Vater?“

Frau Lämke nickte.

„Aber meine — meine richtige M—!“ Er brachte das Wort „Mutter“ nicht heraus. Die Hände hielt er sich vors Gesicht und zitterte am ganzen Leib. Die Sehnsucht hatte ihn plötzlich übermannt, diese starke, heftige Sehnsucht nach einer Mutter, die ihn geboren hatte. Er sagte kein Wort, aber er stieß Seufzer aus, die wie Stöhnen klangen.

Frau Lämke war zu Tode erschrocken; sie wollte sich herausreden und redete sich immer tiefer hinein: „Ach was, mein juter Junge, so was kommt in 'n Leben doch öfters vor — sehr anständig, daß er Dir nich verleujnet hat, det tut noch lange nich jeder! Un was die jnäd'ge Frau is, die Dir anjenommen hat wie 'n eijnet Kind, so kann man lange suchen, bis man so eine wieder findet. Großartig — einfach jrohartig!“ Frau Lämke hatte sich oft genug über die vornehme Dame geärgert, aber nun fühlte sie das Bedürfnis, ihr gerecht zu werden. „So 'ne Mutter kannste in Zold fassen — so was jibt's ja jar nicht mehr!“ Sie erschöpfte sich in anerkennenden Lobpreisungen. „Un wer weiß auch, ob an'n Ende noch alles wahr is!“ Damit schloß sie.

Es würde schon alles wahr sein! Wolfgang war ruhig geworden; wenigstens merkte man seinem Gesicht keine sonderliche Erregung mehr an, als er jetzt die Hände herabgleiten ließ. „Ich muß jetzt gehen,“ sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Markus Tarras.

Von Karl Basse.

Markus Tarras war als Knabe schon merkwürdig und blieb es als Jüngling.

Er war der Sohn des Zeugschmiedes Tarras, der in einem großen, aber weltabgeschiedenen Walddorfe sein Gewerbe betrieb. In den bergigen Wäldern waren nur Köhler in ihren Meilern beschäftigt. Viele Stunden gefährvollen Weges mußte man wandern,

ehe man zu einer Ansiedelung und von ihr auf gebahnter Straße in eine Stadt kam. Die Waldbauern hielten sich in ihrer Einsamkeit. In der Stadt wurden sie nur betrogen. Was sie brauchten, gab es im Dorf. So saßen sie auf ihrer Scholle, altermülich in ihren Bräuchen und Reden. Dessen Vater Zeugschmied war, der wurde wieder Zeugschmied, und wer die Meiler bediente, lernte seinen Sohn wieder zum Köhler an.

So galt Markus Tarras als der selbstverständliche Nachfolger seines Vaters in der Zeugschmiedekunst und empfing auch Unterricht darin, daß er bald dem Alten tüchtig an die Hand gehen konnte. Doch da nicht gar zu viel Arbeit vorhanden, und der Schmied selbst noch rüstig war, hatte er saule Zeit. Dann lag er auf dem Rasen und sah immer dasselbe Bild.

Rundherum im Kreise vor der Schmiede lief Tetta, das Pferdchen . . . mit verbundenen Augen lief es gleichmäßig im Kreise. Aus der Schmiede jedoch kam der Feuerschein und Hammerschlag, und wenn es dunkel war, löhten die Flammen weit hinaus. Der alte, riesige Schmied jedoch stand davor, und in dem wechselnden Spiel der Lichter und Schatten wuchs seine Gestalt jezt verdämmern ins Gewaltige, jezt schien sie zusammenzuschumpfen und kleiner zu werden.

Das war am Abend. Am Tage war es nicht so hübsch. Der Hof war immer etwas dunkel und ruhig, aber der Schmied blieb der Schmied, das Feuer war blasser, und die Schatten spielten merkwürdig und geheimnisvoll. Dann sah Markus Tarras lieber nach oben in den blauen, sonnigen Himmel.

Große und seltene Adler nisteten in den uralten, unabsehbaren Wäldern. Mindestens einer flog immer hoch oben in der Luft, wenn Markus Tarras empor sah. Das waren die beiden Bilder, die sich ihm einprägten: das Pferdchen Tetta, das im Kreise lief, dunkel gegen den Feuerschein . . . und droben der freie, ewig blaue Himmel mit dem großen Adler darin.

Und als Tag für Tag der Sohn des Schmiedes, halb unbewußt, die beiden Bilder verglich, wuchs ein immer stärkerer Groll in ihm empor gegen Tetta, das Pferdchen, Mit der Winde vor den Augen, daß es nicht einmal die Sonne sah, lief es im engen, genau abgezielten Kreise. Eine tiefe Furchung hatte es schon gelaufen, denn es mußte ja im alten Gleise bleiben.

Oben jedoch der Adler . . . o, man mußte das sehen, wie er schwebte! Auch im Kreise, aber der Kreis dehnte sich immer weiter, ward immer gewaltiger. Und der Vogel, der frei war, stieg langsam höher. Noch war's ein großer Punkt, dann ein kleiner . . . jezt sehen die Augen, es kann auch Täuschung sein, nur ein Pünktchen noch — und jezt . . .

Da seufzte Markus Tarras und drehte sich halb traurig, halb verbittert wieder dem Pferdchen zu. Wie es hier klebte an der dunklen Erde, dem gleichen Trott! Aber der Adler war im Himmel und schaute hinab auf die Welt, auf die Welt hier im Walde, auf die Welt auch, die drüben lag, reich, groß, unvorstellbar . . .

Der Vater hörte das Seufzen und sah unter den buschigen Brauen zum Sohn hinüber. Vom Feuer angeglüht Tag für Tag, im Ohr immer den Schall der eigenen schweren Hämmer, abgeschlossen von der Welt, war er noch mehr als die übrigen Bewohner des Walddorfes schweigsam und in sich gekehrt. Die Art aller, die jahrzehntelang vorm Amboss stehen, hatte auch er: er redete laut, fast wie ein Hammer, und laut mußte mit ihm geredet werden. Ohne daß man ihn gerade schwerhörig nennen konnte, gingen ihm die leisen Geräusche gleichsam verloren, als hätte sich das Ohr ihrer entwöhnt.

„Wonach siehst Du?“ fragte er eines Tages den Sohn.

Der deutete empor nach dem schwebenden Adler. Lange starrte der Alte hinauf. Als der Blick aus den blauen Lüften zurückkehrte, bemerkte er, wie Markus finsternen Auges nach Tetta, dem Pferdchen, schaute.

Der Schmied sprach kein Wort. Aber im Dröhnen des Hammers dacht' er an die beiden Bilde, den selig verlorenen nach droben zum Adler, den unlustig-finsternen nach drunten zum Pferdchen. Er hatte so lange Jahre das Schweigen gelehrt und, ohne die Lippen zu regen, mit sich selber gesprochen, daß er ein halber Philosoph war. Er er den Mund zum Reden aufstak, mußte er mit sich im reinen sein.

Eine Woche später lud er die Plinte und trat auf den Hof. Markus lag da und blidte ins Blaue. Der Adler schwebte niedriger, in unruhigem Kreise. Er mochte Beute erspäht haben und auf den günstigsten Augenblick des Niederstößens warten.

„Der Hunger treibt ihn herunter,“ dachte der Schmied, und ein seltsamer Zug trat in sein Gesicht.

Der Sohn hatte sich aufgerichtet. Aber der Adler, als ob er Gefahr mittere, erhob sich plötzlich und stieg empor. Der gerade abgezeichnete Schwanz stand gegen die tiefe Bläue.

Da klopfte der Schmied dem Pferdchen Tetta den Hals. „Pferdchen hier, Adler da . . . Was möchtest Du lieber sein, Markus?“

Dessen Auge blidte. Er sah nur nach oben.

Noch immer kreiste der Adler. Er mußte sehr hungrig sein, denn wieder schwebte er in gebundenen Linien herab . . . näher, näher . . . schon will er die Flügel zurücklegen und schräg heruntertaufen auf sein Opfer. Da kracht ein Schuß, kurz und scharf . . . Federn stauben . . . der mächtige Vogel dreht sich und will die Schwingen breiten . . . da stürzt er hinab. Man hört das dumpfe Aufschlagen des großen Körpers.

„Mein Sohn Markus . . . Pferdchen hier, Adler da. Was möchtest Du lieber sein?“

„Er war traurig geworden, aber er zögerte nicht.“

„Adler . . . Er war doch oben!“

„Man soll keinem die Flügel verbinden, der fliegen will,“ sagte der Schmied. Dann ging er davon, um sich die Deckfedern und Fänge des erlegten Tieres zu sichern.

Als er damit zurückkehrte, sprach er: „Die Larvas sind ein sehr häßlich Geschlecht gewesen und wollten bleiben, wo sie waren. 's muß fremdes Blut sein, das sich da regt. Deine Mutter war von draußen. Wann willst Du fort?“

Markus hörte erst nicht recht. Dann jedoch sprang er auf — er war nicht mehr faul. Er sah nicht nach dem Himmel, wo der Adler geschwebt, er sah nicht nach Tetta — er sah starr in die Augen des Alten.

„Wann willst Du fort?“

Seine Hand griff in die Luft. „Vater!“ schrie er auf.

„Soll ich Dich halten?“ fragte der Schmied. „Du willst doch raus! — Adler werden!“ fügte er dann so leise hinzu, als es ihm, dem Lauten, möglich war.

Und er nahm den Sohn in die Kammer, tat ein Schubfach auf und gab ihm einen Behrpfennig. „Wer heut' schon wandern kann, soll nicht warten bis morgen. Das Leben ist kurz. Schnür' Dein Bündel und schneid' Dir im Walde einen Stock.“

Markus zitterte vor Aufregung und Glück, aber er tat, wie ihm geheißen. Um die Mittagzeit war er mit dem Notwendigsten fertig.

„Ich bring' Dich ein Stück,“ sagte der Alte. Er lief, wenn er einige Schritte über das Dorf hinausging, die Büchse nie daheim. Hier im Walddorf war jeder ein vortrefflicher Schütze.

In Kreifen kam wieder ein Adler durchs Blau geflogen. Er war kleiner als der getötete. „Das Männchen,“ sagte der Zeugschmied. „Es späht nach dem Weibchen aus.“

„Keine Kugel trifft ihn!“ sprach Markus fast triumphierend.

„Er ist hoch. Adler sind hoch. Schieß', Vater!“

„Wozu? Glaub' mir, einst liegt auch er im Staub. Er kommt von selbst zur Erde. Alle. Ob sie auch noch so hoch fliegen.“

Sie gingen weiter. Bergig zog sich der Wald empor. Ein freier Gipfel, auf dem eine Windmühle stand, ward über den Wipfeln sichtbar. Da hielt der Alte still.

„Dein Weg ist nicht mein Weg. Zieh' hin, und wenn Du Adler bist, so flieg'! Tetta, dem Pferdchen, hast Du nicht Lebenswohl gesagt — ich wußt' es vorher.“

„Gib mir Deinen Segen auf den Weg, Vater!“

„Mein Segen,“ erwiderte der Schmied, „ist kein Segen für Dich. Mein Segen ist: „Zieh' Dich heim!“ Du aber willst hinausfinden. Ein Adler willst Du werden, Gott segne Dich! Nur zwei Ratsschläge hab' ich: „Sie' Dich nicht um!“ und „häng' Dich nicht an ein Weib!“ Dann vielleicht . . .“

Er stieß den Kolben der Büchse ins Moos und lehnte das Rohr an einen Stamm. Markus war trotz des fieberhaften Dranges in die Beute von Abschiedsworten ergriffen. Er umarmte den Vater, dankte ihm für alle Wohlthaten und sagte: „Wenn ich wiederkomm' und Dich nicht mehr find', dann will ich beten, daß Gott Dich aufnimmt in seine Gnade.“

Der Alte murmelte: „Pferdchen hier, Adler da . . .“ Und ganz laut und selbstsam:

„Auf Wiedersehen, mein Sohn Markus!“

So schieden sie. Der Jüngling schritt vorwärts; der Alte zurück. Der Jüngling dem Gipfel zu, wo die Mühle stand; der Alte hinunter in die Talenge.

Markus Larvas wollt' sich wenden und seinem Vater nachschauen. Da fiel ihm zur rechten Zeit der Rat ein: „Sieh' Dich nicht um!“ Also ließ er es und wanderte vorwärts.

Als er den Gipfel erstiegen hatte, sah er sich der Mühle gegenüber. Die Sonne lag warm und goldig auf den grauen Sparren ihrer Flügel, aber die Lenzluft war durch die Winde gekühlt.

Auf dem großen, weißen Mühlstein sah ein Mädchen und rupfte ein Huhn. Sie erhob sich, als sie Markus Larvas erkannte. Eine glückliche Röte flog über ihr Gesicht. An der Schürze wuschte sie die Hände ab, schüttelte die Federn herunter und sagte: „Du bist ein feltener Gast auf dem Mühlberg geworden, Markus!“

„Und werd' von nun ab ein noch feltenerer sein, Nastja,“ fügte er hinzu und drückte die dargebotene gebräunte Mädchenhand.

Sie erschrak und schien jetzt erst seine Wanderausrüstung zu merken. Ein Schatten kam in ihr sonnig Gesicht. Sie neigte das Haupt, als ob die Flechten es niederbrückten. Der Jopf, kastanienbraun und dick wie ein Kinderarm, lag schwer auf dem jungen Haupte.

„Wo gehst Du hin?“

Er antwortete mit einer anderen Frage: „Wieviel Adler fliegen täglich über die Mühle?“

„O,“ sprach sie und zuckte die Achseln.

„Und kennst Du ihren Weg?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie sollt' ich meinen kennen? Ich weiß nur, daß er in die Ferne geht. Leb' wohl, Nastja!“

Die Windmühle klapperte. Durch das Klappern hörte er im Weiterschreiten einen Ruf.

„Markus!“

Das Wort bettete. „Sieh' Dich nicht um!“ dachte er.

„Markus!“

Das Wort schrie. Nastjas Böpfe, Nastjas sonniges Gesicht tanzten ihm durch den Sinn. Es war gut, daß oben ein Adler strich. Ein dritter Ruf verhallte angstvoll, fragend. Nun kam's leise herangezogen. Aber das war wohl nur das Rauschen des Waldes.

(Schluß folgt.)

## Kleines feuilleton.

th. Ein Schädling der Süßwassertiere aus der Pflanzenwelt. Es ist schon seit langem bekannt, daß der in unseren heimischen stehenden Bewässern weit verbreitete Wasserschlanch *Utricularia vulgaris*, der wegen seines zierlichen Aussehens auch eine beliebte Aquariumpflanze darstellt, für die Kleintierwelt der Tümpel eine hinterlistige und gefährliche Fallgrube ist. Das Pflänzchen besitzt nämlich an seinen unterhalb des Wasserspiegels sich ausbreitenden Zweigen neben den haarfein zerteilten Blättchen eigentümliche, etwa linsengroße Bläschen, die durch eine elastische nur nach Innen sich öffnende Klappe verschlossen sind. Bei dem leisesten Druck gibt diese Klappe nach, so daß kleine Wassertiere, Krebse, Insektenlarven usw., die beim Herumschwimmen gegen dieselbe stoßen, leicht in das Innere des Bläschens geraten. Der Ausgang aber ist ihnen versperrt, heraus geht es nicht mehr, denn sofort schneilt die Klappe wieder in ihre natürliche Lage zurück und verhindert jeden Fluchtversuch. In seinem trefflichen Werke über fleischfressende Pflanzen gibt bereits Charles Darwin eine eingehende Beschreibung von diesen Verhältnissen.

Ja man erblickt bisweilen in einem solchen Bläschen eine ganze Menagerie von allem möglichen Wassergetier, und es ist gar keine Seltenheit, mehr als ein Duzend kleiner Krebse darin eingeschlossen zu finden. Kurze Zeit nur erhalten sich die gefangenen Tiere in der Blase am Leben, dann gehen sie zugrunde und verwesen rasch unter der Beihilfe von Fäulnisbakterien, die stets reichlich in dem Fangschlauch vorhanden sind. Die hieraus sich ergebende aufgelöste und zerfetzte Masse wird dann von besonderen, stäbchenförmigen Saugzellen, die über die ganze Innenfläche der Blasenwandung unregelmäßig verteilt sind, aufgesogen und so für die Ernährung der *Utricularia* nutzbar gemacht. Wir haben also in dem Wasserschlanch eine das fressende Pflanze vor uns. Nach den bisherigen Angaben, die man in der Litteratur vorfindet, waren es aber immer nur ganz kleine Tiere, die von den Utricularien eingefangen werden sollten. In dem neuesten Feste von „Aus der Natur“ veröffentlicht jedoch Dr. Batsch eine Beobachtung, daß sogar die Larven von Fröschen, die allbekanntesten Kaulquappen, von diesen natürlichen Fallen eingefangen und wahrscheinlich auch zur Ernährung verbraucht werden. In ein Aquarium, das mit einigen Exemplaren des gemeinen Wasserschlanches bepflanzt war, wurden eines Tages zahlreiche junge Kaulquappen als Futter für die Fische hineingesetzt. Die Tierchen schwammen munter in dem Wasserbecken umher, doch mit Erstaunen bemerkte auf einmal der Beobachter, daß eine ganze Anzahl der Fröschlarven mit den verschiedensten Körperteilen an den Fangblasen festsaßen und die vergeblichsten Anstrengungen machten, sich zu befreien. Da die Kaulquappen erheblich größer waren als die ganze Blase, so konnten sie natürlich nicht, wie ihre Leidensgefährten die kleinen Krebse, vollständig im Innern der Blase verschwinden, aber das rettete sie dennoch nicht vor dem Verderben. Verführten nämlich die Tiere bei ihrem Umherschweben mit dem Kopfe, einem Beine oder der Schwanzspitze die elastische Klappe der Blase, so wich diese sofort zurück, der betreffende Körperteil glitt in das Innere und die Kaulquappe war hoffnungslos gefangen. Ja, so fest hielt das Pflänzchen seine Beute, daß selbst Fröschlarven, die nur mit der alleräußersten Schwanzspitze in die Falle geraten waren, sich nicht mehr zu retten vermochten, trotzdem sie es an verzweifeltsten Anstrengungen wahrlich nicht fehlen ließen.

Bisweilen kommt es sogar vor, daß man Kaulquappen findet, welche sich mit der einen Körperseite festgerannt haben. An der scharfen Kante der Klappe reißen sich die Tiere dabei gewöhnlich die Leibeshöhle auf und der ganze Inhalt derselben, der Darmlanal und die übrigen Eingeweide, werden dann durch die scharfe Spannung der Leibeshöhle und die krampfhaften Zudungen des Tieres tief in das Blaseninnere hineingepreßt. Ja man gewinnt fast den natürlichen irrtümlichen Eindruck, als wenn die Blase durch eine gewisse saugende Wirkung das Einfangen und Festhalten unterstützt. In Wahrheit kann aber hier von, wie genauere Untersuchung zeigt, keine Rede sein, da die Klappe keinen so völligen Abschluß gegen das umgebende Wasser darstellt, daß nicht doch ein Ausgleich der Spannung stattfinden könnte.

Die eingefangenen Kaulquappen führen meistens noch einige Tage ein trauriges Leben. Immer schwächer und hoffnungsloser werden ihre Versuche, sich zu befreien, und endlich gehen sie wahrlich an Hunger und Mangel an Sauerstoff zugrunde. Die Blase selbst verhält sich bei diesem langsamen Absterben ihrer Beute ganz passiv, da sie gar keine verdauenden Säfte auszuschütten vermag, wie viele der übrigen fleischfressenden Pflanzen, unter anderen z. B. unser gemeiner *Sommitaria*, *Drosera rotundifolia*. Erst wenn die Kaulquappe tot ist, und die hilflosen Bakterien ihre auflösende Arbeit geleistet und den Leichnam in Verwesung übergeführt haben, beginnt die aktive Ernährung der Pflanze. Jetzt treten die bereits oben erwähnten Saugzellen in Tätigkeit und bald ist alle zur Nahrung verwendbare

Substanz, alle gelösten stickstoffhaltigen Verbindungen rasch und gründlich aufgefogen, und die Falle steht zum neuen Fange bereit. — Wenn die Pflanze sich an solch kräftige Tiere wie die Froschlurben sind, herantwagt, so wird sie wahrscheinlich auch andere Wasserbewohner von ähnlicher Größe, namentlich junge Fischbrut, nicht verschonen. Walter hat ganz recht, wenn er die Ultricularia in der Tat unter die Schädlinge der Fischzucht aufnimmt und auf sie die Aufmerksamkeit der Züchter und Liebhaber lenkt. Namentlich in Gegenden, in denen die Ultricularia in großer Menge die Gewässer bevölkert, kann ihr schädlicher Einfluß ganz erhebliche Bedeutung erlangen, und man tut gut, gegen sie vorzugehen. —

**Archäologisches.**

k. Ausgrabungen in Palästina. Aus London wird berichtet: In der letzten Jahresversammlung des „Palestine Exploration Fund“ erstattete Stewart Macalister einen Bericht über die letzten Ausgrabungen, die unter seiner Leitung in Palästina vorgenommen worden sind. Besonders bemerkenswert waren die Entdeckungen in Gezer, wo wertvolle Reste der alten Stadt, Stadtmauer, Teile von einem Tempel, Stadtwälle, Häuser aus der Zeit um 1450 v. Ch. und Pfeiler auf einer Steinbasis, auf denen der Tempel ruhte, gefunden wurden. Auch die Eingänge zu fünf oder sechs großen Höhlen mit fünfzehn oder sechzehn einzelnen Kammern wurden durchforscht; sie stammten aus sehr verschiedenen Epochen, die sich über die Zeit von 3000—200 v. Chr. erstrecken; in einer von ihnen wurden wertvolle Gegenstände ägyptischen Ursprungs, und zwar aus dem Mittleren Reiche gefunden. An der nördlichsten Ausgrabungsstätte lag die große Anhöhe, die vielleicht die früheste Stätte semitischer Gottverehrung in Palästina darstellt. Auch ein einzelner großer Stein wurde entdeckt, der augenscheinlich nicht lokalen Ursprungs war, sondern, wie man vermutet, aus Jerusalem stammte. Auch Gegenstände, die augenscheinlich mit vorsemitischer Gottesverehrung zusammenhängen, fanden sich; ebenso eine Bronzestatue der Göttin Astarte in gutem Erhaltungszustande. Man grub ferner das alte Reservoir aus, das etwa 14 Millionen Liter faßt, und stellte aus einigen Fragmenten und den Toren die Identität der Burg von Simon Maccabäus fest, auf deren Dach eine Reihe von Wächern entdeckt wurden. Auch die künftigen Ausgrabungen scheinen reiche Ergebnisse zu versprechen, denn an dieser Stelle wurde Stadt auf Stadt gebaut und so wurden im Laufe von einem Jahrtausend immer neue Städte auf den Trümmern der untergegangenen früheren errichtet. Macalister war auch in der Lage, den Grundriß des Tempels Salomos festzustellen und die späteren assyrischen Hinzufügungen abzutrennen. Schließlich wurden noch eine Reihe von Gräbern aus verschiedenen Zeiten, von den ältesten bis zu denen der Maccabäer und noch später geöffnet; von einem Grabe nimmt man an, daß es eins der frühesten Philistergräber im Lande sein dürfte, während ein anderes deutlich der Maccabäerzeit angehörte. Zu den interessantesten Einzelstücken gehörte eine Weinpresse mit Mosaikfußboden und Stufen. —

**Theater.**

— Berliner Theater. Ensemblegastspiel von Maria Pospischil. „Elektra“ von Sophokles; „Iphigenie“ von Goethe. — Das Gastspiel der Künstlerin, die vor Jahren dem Verbanne des Deutschen Theaters hier in Berlin angehörte, setzte mit einer Gewaltleistung ein. Die in den Zeitungsnotizen auf sieben-einhalb Uhr angekündigte Vorstellung begann nach acht und endete nach Mitternacht. Weniger wäre mehr gewesen; die Empfänglichkeit für die stimmungsvoll abgetönte Aufführung der Iphigenie hätte viel frischer sein können, wenn man nicht vorher das Gefegfeuer dieser Elektra hätte passieren müssen. Die antike Tragödie, die in der Hoffmannsthal'schen Umarbeitung zu einer psychopathischen Studie, getragen von der erstaunlichen Darstellungskunst der Eysoldt, ein Sensationserfolg des Kleinen Theaters wurde, bietet in ihrer ursprünglichen Gestalt wenig, was das Interesse moderner Zuschauer stark erregen könnte. Dem Lied der Nachsucht, der das ganze Stück durchtönenden Grundmelodie, fehlt heute jene Resonanz, die die Vorstellungen von der religiösen Pflicht der Blutrache sowie das innige geistige Verwachsensein mit den Gebilden alter Sagenwelt einst schufen. Elektras Begierde, Aegistes und die Mutter Klytämnestra, die Mörder ihres Vaters, vom Schwerte hingestreckt zu sehen, ruht nicht in sympathetischer Nachwirkung die gleiche Begierde in uns selber wach; nicht als ein Gericht, in dem das Walten der Götter den Schuldigen zerfchmettert, — wir empfinden das Ganze ohne solche steigenden Perspektiven einfach als einen Vorgang, einen „Fall“! Und die Ausschaltung aller komplizierender und nianzierender Charakteristik in der Figur der Heldin, ihr ausschließliches Beharren in dem einen Gefühle wehlagender, Sühne heischender Erinnerung, das Fehlen von Momenten, die den wortreichen Ausdruck stürmischen Affektes unterbrechen und so durch den Kontrast die Möglichkeit wirksamer Steigerung offen halten, gibt dem Pathos der Szenen leicht einen Stich ins Monotone. Eine Schauspielerin von der metallenen Kraft des Organs und der geheimnisvoll padenden Gewalt des Mienenspiels wie die Vertens, hätte vielleicht all' diese Hemmungen trotzdem überwinden, bis zum letzten Augenblick spannen und erschüttern können. Maria Pospischil war einer solchen Riesenaufgabe nicht gewachsen. Sie raste, wälzte

sich auf dem Boden, warf die Arme, krallte die Finger, schrie, flüsterte, schluchzte, schüttelte die rote Perücke, posierte Bilder, zerrie ohne Unterlaß an den Nerven, aber der Schauer blieb aus. Statt zu mäßigen übertrieb sie noch und unterstrich durch die Ekstase doppelt und dreifach die gefährliche Eintönigkeit des Affektes. Sie jagte die Worte in einem Wirbel hervor, daß man Streden weit unmöglich folgen konnte. Und der fatale Zufall einer Erstältung wollte, daß sie oft mitten in der höchsten Leidenschaft mit einer Indisposition der Stimme zu kämpfen hatte. Unter den Mitspielenden trat niemand hier als eine marant charakteristische Erscheinung hervor.

Um so erfreulicher war dann die Ueberraschung bei der Goethevorstellung. Der Eindruck einer Ueberspannung, die in dem Streben nach besonders wirksamem Effekt ihr Ziel nur um so sicherer verfehlt, vorherrschend in der „Elektra“, kam hier nur einmal auf, bei dem melodramatisch gedehnten Vortrage des Parzenliedes. Alles andere klang schlicht und einfach, ja warm und herzwarmend; die Bewegungen, wenn auch, so im Spiele mit dem Schleier, nicht immer frei von Manier, hatten etwas ruhig Anmutvolles, dem stillen harmonisch schönen Iphigeniencharakter angepaßt; und das Organ, dem keine Parforceanstrengungen wie in der ersten Rolle zugemutet wurden, fügte sich jetzt, fast ohne Ausnahme, leicht und willig jeder Intention. Die ganze Künstlerin schien eine andere! Herr Stodchhausen, der in der „Elektra“ kaum flüchtig aufgefallen war, gab einen nach meinem Empfinden ganz vortrefflichen Goetheschen Orest. Prächtig war das Aufblühen der wilden Bahndeeen bei der Begegnung mit der Schwester und das Verebben der aufgeregten Seelenstut bei der Vision der im Hades friedlich vereinigt wandelnden Vorfahren. Man spürte gleichsam die Kräfte der Genesung, wie sie leis von ferne nahen. Es werden wenige sein, die das mit solcher Wahrheit nachspielen. Auch der Thoas des Herrn v. Wischhoff ragte sehr erheblich über das Durchschnittsmaß hinaus. Das Publikum applaudierte gleich stark bei beiden Stücken. — dt.

**Astronomisches.**

k. Die Größe der Sonne als Stern. Die Sonne steht unserer Erde gewaltig viel näher als irgend ein anderer Fixstern, daher kann die Astronomie ihr gegenüber auch nicht einfach dieselben Maßstäbe anwenden wie gegenüber den anderen, ferner stehenden Sonnen. Man unterscheidet bei den Fixsternen eine Anzahl von Größenklassen, deren Zahl sich mit der Verbollkommnung der Fernrohre und mit der Anwendung der Himmelsphotographie wesentlich vermehrt hat und jetzt 20 beträgt, während sich die Astronomen des Altertums, die nur auf ihr bloßes Auge angewiesen waren, mit der Unterscheidung von sechs Größenklassen begnügten. Es besteht die Regel, daß ein Stern von zweiter Größe 2 1/2 mal weniger Licht zur Erde sendet als ein solcher von erster Größe, ein Stern von dritter Größe 2 1/2 mal weniger als ein solcher von zweiter Größe und so fort. Man könnte die Klassifizierung auch nach der oberen Seite noch weiter treiben, und tatsächlich gibt es einige Fixsterne, deren Licht heller ist als das der Größe 1, deren Größe also beispielweise als 0,4 bezeichnet wird. Ein Stern, der noch 2 1/2 mal heller leuchtet als ein Stern von genau erster Größe, würde also die Größenbezeichnung 0 zu erhalten haben, ein noch 2 1/2 mal hellerer die Bezeichnung —1. Daraufhin hat der Astronom Ceraschi an der Sternwarte zu Moskau die Größenklasse der Sonne nach ihrer Stellung zur Erde im Vergleich zu anderen Fixsternen zu bestimmen vermocht. Er stellte fest, daß die Erde von der Sonne ungefähr 290 1/2 milliardenmal mehr Licht empfängt als vom Polarstern, etwa 77 1/2 milliardenmal mehr als vom Procyon und etwas über 17 milliardenmal mehr als vom Sirius. Unter der Annahme der Potsdamer Messungen, nach denen der Polarstern die Größe 2,15, der Procyon die Größe 0,50 und der Sirius die von —1,09 besitzt, würde die Größe der Sonne als Stern auf rund — 26,6 angegeben sein. —

**Notizen.**

- Die Kant-Gesellschaft schreibt einen Preis von 1000 M. aus für die beste Bearbeitung des Themas: „Das Problem der Theodice in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf Kant und Schiller.“ Der zweite Preis beträgt 400, der dritte 300 M. —
- Rudolf Herzogs Schauspiel „Die Condottieri“ geht im September im Neuen Theater in Szene. —
- „Der reiche Jüngling“, biblisches Trauerspiel in vier Akten von Karl Köhler, ist vom Hoftheater in Dresden erworben worden. —
- Die Verhandlungen wegen Errichtung einer Altonaer Filiale des Hamburger Deutschen Schauspielhauses wurden abgebrochen. —
- Richard Strauß' „Salome“ wird im Oktober in der königlichen Oper zu Budapest die Erstaufführung erleben. —
- In Aachen fand dieser Tage die Grundsteinlegung des an der dortigen technischen Hochschule errichteten Instituts für das gesamte Hüttenwesen statt. —
- In Nürnberg plant man die Errichtung eines Roberger-Museums zur Erinnerung an den bekannten Buchdrucker Anton Roberger, der um das Jahr 1470 die Buchdruckerkunst in Nürnberg eingeführt hat. —